

Karl-Heinz Gerstner

Sachlich, kritisch und optimistisch

Eine sonntägliche
Lebensbetrachtung

edition ost

meine Meinung, daß das ein verhängnisvolles Hindernis des Außenhandels war. Kaufte ein Importeur in Indien Motorräder aus Zschopau, so verhandelte er nicht mit dem VEB MZ in Zschopau, sondern mit dem Außenhandelsbetrieb Straßenfahrzeuge in Berlin. Hatte der indische Kunde technische oder finanzielle Fragen – was natürlich die Regel war –, so mußte der Außenhandelsbetrieb in Zschopau nachfragen. Das ergab Zeitverluste von Wochen, ja Monaten. So war das in allen Branchen, und dadurch gingen zahllose Geschäfte verloren.

In den 70er Jahren zählten die Außenhandelsgesellschaften 5.000 Mitarbeiter. Die hätte man mit gutem Gewissen einsparen können. Dieses ganze bürokratische System übernahmen wir kritiklos von der Sowjetunion, die doch schon genügend schlechte Erfahrungen damit gemacht hatte. Es war weniger die ungenügende Qualität der Waren, die uns auf dem Weltmarkt Probleme bereitete, sondern mehr die Schwerfälligkeit der Außenhandelsgesellschaften.

Jedesmal, wenn ich mich darüber erregte, sagte Orlopp: »Sie verstehen nicht, was Außenhandelsmonopol bedeutet. Sie müssen das noch lernen. Wir wollen unbedingt die Außenhandelsbeziehungen in der Hand behalten.«

Erst Ende der 70er Jahre erkannten Partei und Regierung (man muß leider immer beide nennen) den Blödsinn. Die Außenhandelsgesellschaften wurden – vielleicht unter dem Einfluß von Schalck-Golodkowski? – durch Gesetz aufgelöst und ihre Aufgaben den Produzenten der Exportwaren übertragen. Doch die Unsitte war so eingefressen, daß nach Jahren dieses Gesetz immer noch nicht voll verwirklicht war. Das blieb kein Einzelfall. In den letzten Jahren der DDR war es ein Symptom der Auflösung der staatlichen Ordnung, daß Beschlüsse und Gesetze einfach nicht mehr in die Tat umgesetzt wurden. Das kannte ich schon vom Ende der Weimarer Republik. Und ich beobachtete es wieder.

Redakteur bei der »Berliner Zeitung«

Nachdem ich viele Artikel über Außenhandel für Orlopp geschrieben hatte, begann ich 1947 auch unter meinem Namen Artikel zu diesem Thema in der »Berliner Zeitung« zu veröffentlichen. Schon bald ließ die Redaktion bei mir anfragen, ob ich nicht als Wirtschaftsredakteur in die Zeitung eintreten wolle.

Im Herbst 1948 kam es zu einem Gespräch mit dem Leiter des Berliner Verlags Gerhard Kegel. Als er hörte, daß ich im Krieg im Auswärtigen Amt gearbeitet hatte, sagte er mir, daß auch er bis Kriegsende im AA tätig war – als Legationsrat. Ich war überrascht. Als Kegel dann erfuhr, daß ich während meiner Tätigkeit bei der Deutschen Botschaft in Paris mit der französischen Widerstandsbeziehung zusammengearbeitet hatte, berichtete er, daß er an der Deutschen Botschaft in Moskau mit der sowjetischen Seite konspiriert habe. In seinem Buch »In den Stürmen des Jahrhunderts« hat Gerhard Kegel später dargestellt, wie er die sowjetische Seite über Tag und Uhrzeit des deutschen Angriffs informiert habe, was Stalin offensichtlich nicht glaubte.

Die Ähnlichkeit unserer Positionen im Dritten Reich erzeugte auf der Stelle Sympathie zwischen uns. Gerhard Kegel erzählte dann, daß er schon mehrere Jahre in der handelspolitischen Abteilung des AA gearbeitet habe, die von Botschafter Ritter geleitet worden war, den er als großen Wirtschaftsdiplomaten bezeichnete. Als ich sagte, daß das mein Vater sei, fiel Kegel beinahe vom Stuhl.

Kegel bot mir eine interessante Tätigkeit bei der »Berliner Zeitung« an, so daß ich Orlopp bat, mich freizugeben.

Erfreut war er nicht, aber er sagte: »Vielleicht können Sie unsere Sache als Publizist mehr nützen, als bei mir Exportzahlen zusammenzurechnen.«

Wir blieben befreundet, und ich versäumte es auf keiner Messe, mit Orlopp ein Interview zu machen.

Am 1. Dezember 1948 wurde ich Leiter der Wirtschaftsredaktion der »Berliner Zeitung«, deren Chefredakteur Rudolf Herrnstadt war. Er und Verlagsleiter Gerhard Kegel hatten in Breslau und Warschau während des Krieges zusammen illegal gegen Hitler gearbeitet.

Einen Chefredakteur wie Herrnstadt zu haben, war für einen Journalisten ein Glücksfall. Die tägliche Redaktionskonferenz unter seiner Leitung war ein Erlebnis. Mit wenigen Sätzen charakterisierte er die internationale Situation und die aktuellen innenpolitischen Probleme. Sorgfältig wurde die Thematik des Leitartikels ausgewählt, die Gedankenführung skizziert und der Autor bestimmt. Er durfte den ganzen Nachmittag nicht gestört werden. Leitartikel schreiben war eine heilige Handlung. »Da wird die Fahne der Zeitung gehißt«, sagte Herrnstadt.

Leiter des Feuilletons war der renommierte Literaturkritiker Paul Rilla, mit dem ich mich gut verstand. Im Feuilleton arbeitete Susanne Kerckhoff, die Schwester von Wolfgang Harich. Ihr Mann ging später mit ihrer vierjährigen Tochter nach Westdeutschland. Susanne Kerckhoff blieb in der DDR. Ein westdeutsches Gericht erkannte das Sorgerecht für das Kind ab, weil »die kommunistische Einstellung der Mutter eine ordnungsmäßige Erziehung nicht gewährleiste« und übertrug das Sorgerecht allein dem Vater. Der Mutter wurde jeder Kontakt mit dem Kind untersagt. Das Gerichtsurteil wurde Susanne Kerckhoff zu Weihnachten 1950 zugestellt. Wenige Tage danach nahm sie sich das Leben.

Wenn ich an den großen ovalen Konferenztisch der Redaktion zurückdenke, an dem jeden Tag interessante und nicht selten heftige Auseinandersetzungen über die Gestaltung der Zeitung stattfanden, erinnere ich mich auch an Egon Bahr, der damals Stadtreporter der »Berliner Zeitung« war und dessen zugespitzte Argumentation wohl tat. Er ging bald zum Rundfunk im amerikanischen Sektor, dem RIAS.

Paul Rilla drängte mich, meine Erlebnisse an der Deutschen Botschaft in Paris aufzuschreiben. Es gäbe doch sehr wenige Augenzeugen dieser Vorgänge, die aus unserer Sicht Licht in die Collaboration bringen könnten. Ich überwand schließlich meine Abnei-

gung, so viel Zeit für die Vergangenheit aufzuwenden und schrieb das, was ich von 1940 bis 1944 in Paris erlebt hatte, auf. Das Manuskript war im Herbst 1951 fertig. Paul Rilla zeigte sich sehr angehen und meinte, daß es schnellstens veröffentlicht werden sollte.

Wie jedes Manuskript, mußte auch meins durch die sowjetische Zensur. Paul Rilla gab es dem ihm bekannten Offizier zur Prüfung. Ich wurde später mit Paul Rilla zu einer Besprechung eingeladen, wo wir zu unserer Überraschung erfuhren, daß die sowjetische Seite mit einer Veröffentlichung nicht einverstanden sei. Der Offizier erklärte, der Inhalt wäre zwar interessant, aber der Text sei eine scharfe politische Kritik an den heute in Frankreich herrschenden Kreisen. Die Sowjetunion betreibe eine Politik der Fortsetzung des Bündnisses mit den Westmächten und sei deshalb an keinerlei Belastung interessiert.

Es halfen keine Gegenargumente. Paul Rilla vertröstete mich auf später, aber ich kam in den folgenden Jahre nicht dazu, eine Veröffentlichung erneut zu betreiben. So liegt das Manuskript »Das war Vichy« noch heute in meinem Schreibtisch.

Mein am 1. Mai 1949 erneut gestellter Antrag auf Aufnahme in die SED wurde wieder abgelehnt. Ich bat um ein Gespräch, um die Zusammenhänge meines Lebenslaufs zu erklären. Auch das wurde abgelehnt.

Mein Glück, einen ungewöhnlich fähigen Chefredakteur zu haben, währte nicht lange. Nachdem er vier Jahre lang die »Berliner Zeitung« geleitet hatte, wurde Herrnstadt 1949 per Parteauftrag als Chefredakteur zum »Neuen Deutschland« geschickt. Dort erregte er Aufsehen mit einem ganzseitigen Artikel: »Die Russen und wir.« Nach dem 17. Juni 1953 wurden ihm und Staatssicherheitsminister Zaisser von Ulbricht die vermeintlichen Oppositionsideen ausgetrieben. Strafversetzt in ein Merseburger Archiv war er dort bis zu seinem Tod 1966 jeder Wirksamkeit beraubt.

Der Kommunist vom Jahrgang 1903 hatte wie ich eine Zeitlang Jura an der Berliner Universität studiert und war 1922 in die Publizistik gewechselt. Danach, bis Kriegsende, leitete er die Zeitung des NKFD »Freies Deutschland«. Herrnstadts Rauswurf vollzog sich in zwei Etappen: Im Juli 1953 wurde er als Kandidat des Politbüros wegen »fraktioneller Tätigkeit« aus dem ZK der SED, im

Januar 1954 als »Feind der Partei« sogar aus der SED ausgeschlossen.

Ich kannte damals die genauen Ziele und Hintergründe seiner Opposition nicht, ahnte aber, daß dieser kluge, couragierte Mann Recht gehabt haben mußte. Dennoch verfehlte sein tragisches Schicksal die abschreckende Wirkung nicht. Sehr früh demonstrierte es mir, daß ich mich auf eine Gratwanderung einzurichten hatte, bei der der Wunsch, verändernd eingreifen zu wollen, unter diesen Bedingungen nur in Erfüllung gehen konnte, wenn es einem gelang, der völligen Kaltstellung zu entgehen.

Rudolf Herrstadt wurde im November 1989, 23 Jahre nach seinem Tode, postum von der Zentralen Parteikontrollkommission (ZPKK) der SED rehabilitiert.

Teil 4: DDR